

Die Schweiz

– mehrsprachig, geschäftstüchtig und ein Staat dank Europa



Fragen und Aufzeichnung: Cordula M. Kessler und Boris Schibler

In seinem im Herbst 2014 erschienenen Buch *Mitten in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte* stellt der Berner Historiker André Hostenstein *Schweizergeschichte als transnationale Geschichte* dar. Austausch und Einfluss waren prägend für Staatswerdung und Nationenbildung der Schweiz wie auch für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Im Gespräch erscheint das Bild einer Schweiz, die auf vielfältige Weise mit Europa verbunden war und ist.

NIKE: Wenn Sie im Zusammenhang mit der Schweizergeschichte an das Thema «Austausch – Einfluss» denken, was fällt Ihnen spontan dazu ein?

ANDRÉ HOLENSTEIN (AH): Dass man die Schweiz nicht versteht, wenn man sie nicht vor dem Hintergrund ihrer Verflechtungen und des Austauschs mit dem Ausland betrachtet. Die Schweiz ist existenziell auf den Austausch angewiesen – er ist das eigentliche Wesen des Landes. Die Verflechtung mit Europa war insofern bedeutend, als es zu verschiedenen Zeiten nicht in der Hand der Schweiz lag, ob es das Land noch geben würde oder nicht – die Entscheidung darüber fielen andere. Sie entschieden sich für die Existenz der Schweiz, weil sie fanden, dass diese im Zusammenhang mit der grösseren europäischen Ordnung sinnvoll sei; die Schweiz sollte in einem geopolitisch neuralgischen Raum in Europa die Funktion einer Pufferzone zwischen den Grossmächten ausüben. Die transnationalen Verflechtungen waren und sind entscheidend für die Existenz der Schweiz.

NIKE: Gibt es Ähnliches, wenn man das Zusammenwachsen der Schweiz zum Bundesstaat betrachtet?

AH: Die Schweiz ist das Paradebeispiel einer gelungenen Integration. Man könnte sie als «europäischstes Land» bezeichnen, denn sie liefert gewissermassen die Blaupause für den europäischen Integrationsprozess. Wie entsteht aus einer Ansammlung von Kommunen, Städten und Gebieten, die sich aus ganz unterschiedlichen Interessen verbinden, ein Staatsgebilde? Deren Zusammenschluss erfolgt keineswegs in der Absicht, einen Staat zu gründen, man will im Gegenteil die eigene Autonomie, später sagt man Souveränität, möglichst bewahren, findet aber, man sei stärker im Verbund

«man könnte die Schweiz als europäischstes Land bezeichnen»

mit Anderen. Die entscheidenden 50 Jahre, in denen dieses Konglomerat in einen Bundesstaat überführt wird, zwischen 1798 und 1848, sind eine äusserst turbulente Phase, wie sie in dieser Intensität in der Schweizer Geschichte sonst nicht vorkommt. Es ist eigentlich eine einzige Kette von Revolutionen und Konterrevolutionen, von Freischarzügen und massiver ausländischer Intervention. Daran zeigt sich, wie anspruchsvoll und komplex Integrationsprozesse eben sind. Im Vergleich dazu ist der europäische Integrationsprozess des letzten halben Jahrhunderts bemerkenswert zügig und friedlich verlaufen – und erst noch unter demokratischen Voraussetzungen.

NIKE: Innerhalb all dieser Prozesse gibt es immer auch das Eigene. Was wird im Selbstbild oder im Fremdbild als das Typische wahrgenommen?

AH: Die Beantwortung dieser Frage hängt von der jeweiligen Perspektive ab. Das Sprechen von Innen und Aussen setzt die

Bildung einer eigenen Identität voraus. Im Unterschied zu den klassischen Gründungserzählungen, die die Gründung auf ein ganz bestimmtes Jahr und Ereignis festlegen wollen, 1291 oder 1307/08 (Bundesbriefversion oder Tell-/Rütli-Version), möchte ich das 15. Jahrhundert als Gründungsjahrhundert der Eidgenossenschaft bezeichnen, da damals Entscheidendes im Sinne eines *point of no return* geschah: Hier erhielten die Bündnisse eine Verbindlichkeit, die nicht mehr einfach aufgegeben oder gegen ein anderes Bündnis ausgetauscht werden konnte. Die grossen Auseinandersetzungen (bspw. Burgunder- resp. Mailänderkriege) festigten den inneren Zusammenhalt einerseits und führten andererseits zur Aussenwahrnehmung, in der diese verbündeten Kommunen als Einheit betrachtet und wegen ihrer militärischen Stärke auch ernst genommen wurden. Damit nahm der Blick von aussen das Land viel früher und stärker als Einheit wahr, als es dies selber tat. Die französische Diplomatie fängt im 17. Jahrhundert an, in ihrer Korrespondenz vom «corps helvétique» (lat. *corpus helveticum*) zu sprechen. Frankreich wollte die ganze Eidgenossenschaft an sich binden, somit erfolgte die einheitliche Bezeichnung sicherlich sehr bewusst. Was Frankreich zustande brachte, haben die Kantone aus eigener Kraft nie geschafft. Sie verband kein einheitliches Bündnis miteinander, und alle Versuche, einen einzigen Bundesvertrag zu errichten, waren stets gescheitert. Der erste Bundesvertrag 1814/15 kam nur zustande, weil es die Grossmächte verlangten. An der sensiblen, neuralgischen Position mitten in Europa sollte kein unsicheres politisches Gebilde existieren. Die Aufstellung eines Bundesheers war denn auch eine Auflage der Grossmächte, da sie nicht wollten, dass das Land als Auf- und Durchmarschgebiet für einen feindlichen Angriff missbraucht werden konnte. Das aufgrund seiner Lage schwache Land konnte ein Baustein sein für den Frieden in Europa, aber eben nur unter gewissen Bedingun-

gen; damit die Kantone diese Bedingungen akzeptierten, brauchte es immer wieder massiven Druck von aussen.

NIKE: Die Schweiz befindet sich im Schnittpunkt wichtiger Verkehrs- und Handelswege. Das hatte neben den politischen auch wirtschaftliche Folgen. Was hat es beispielsweise mit dem sogenannten Welschlandhandel auf sich?

AH: «Welsch» bezeichnete damals die romanischsprachigen, also französischen wie italienischen Gebiete. Der Begriff Welschlandhandel betrifft hauptsächlich den jahrhundertelangen Viehhandel aus der Eidgenossenschaft nach Oberitalien (Piemont, Lombardei, Venetien). Dieser Handel entstand im Zuge des Wandels der alpinen Landwirtschaft hin zur Viehzucht im 15. Jahrhundert. Man reagierte auf eine Nachfrage – die oberitalienischen Metropolen hatten grossen Bedarf an Fleisch. Es ist dies eine frühe agrarkapitalistische Umstellung, das heisst, man spezialisierte sich auf die Produktion agrarischer Güter klar für Marktbedürfnisse, war demnach nicht mehr autark, sondern abhängig vom Import (Getreide, Salz etc.). Damit entstand eine starke Verflechtung. Wir begegnen diesem Phänomen wieder in der Verlags- und Heimindustrie der frühen Neuzeit: Dort sind es Uhren oder Textilien, die für den Export produziert werden. In den Gebieten der Ostschweiz und in Genf, wo man sich stark auf die Herstellung solcher Exportgüter spezialisierte, gaben die Heimarbeiter die Landwirtschaft auf. Das damit verbundene Risiko hat man in Kauf genommen: Im 17./18. Jahrhundert gab es im Appenzellischen oder im Zürcher Oberland denn auch etliche Hungersnöte mit zahlreichen Toten. Das ist die Kehrseite dieser Erfolgsgeschichte.

NIKE: Warum wurde es trotz Hungersnöten zu einer Erfolgsgeschichte?

AH: Luxusgüter wie Uhren, Schmuck, Seidenverarbeitung, etc. richten sich seit jeher

an eine wohl situierte Käuferschicht in den grossen Metropolen und an den Höfen Europas. Der Schweizer Markt war für solche Waren stets viel zu klein. Um erfolgreich zu sein, brauchte es Marketingstrategien: Man musste im Bilde sein, was in London oder Paris gerade en Vogue war. Darin war die Schweiz ausgesprochen geschickt. Man nutzte auch Standortvorteile, da man auf den Jurahöhen eben billiger produzieren konnte, als in den Metropolen.

NIKE: «Cleverness» als typisch schweizerische Eigenschaft?

AH: Das hat eine lange Tradition und zeigt sich heute an den Beispielen Bankgeheimnis und Steuerprivilegien; «Schlaumeierei» wäre es in der negativen Ausdeutung. Ein kleines Land muss seine Standortvorteile besser und intensiver nutzen als ein grosser Flächenstaat. Die Schweiz hat grosses Geschick entwickelt, aus ihrer Abhängigkeit und Verflechtung Nutzen zu ziehen. Dazu gehört, dass man die eigenen Interessen bewirtschaftet – das tun alle Staaten. Man hat

«die Schweiz wurde zum Reiseland, nachdem Adlige aus England und Frankreich sie im 18./19. Jahrhundert entdeckt haben»

etwa die Naturvorzüge in Wert gesetzt. So wurde die Schweiz zum Reiseland, nachdem die Adligen aus England und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert die Schweiz auf ihrer *Grand Tour* entdeckt haben. Auch das übrigens ein Einfluss von aussen: Der Tourismus führt zum Entstehen von Hotels, Tea Rooms und Bergbahnen.

NIKE: Und da es sich um Luxusgüter handelt, kommt mit dem ersten Weltkrieg der Niedergang.

AH: Es verlagern sich die Geschäftszweige: Das 20. Jahrhundert brachte den Aufstieg des Finanzplatzes. Die Schweiz als siche-

rer, ruhiger Fleck in einem kriegerischen Europa, der nicht in die Auseinandersetzungen involviert war, war attraktiv für Unternehmen und Privatpersonen, die etwas in Sicherheit bringen wollten. Die daraus entwickelten Geschäftsmodelle haben jahrzehntelang ausgezeichnet funktioniert und kamen erst in den letzten Jahren unter Druck. Da zeigt sich wiederum die Abhängigkeit des kleinen Landes.

NIKE: Nebst der Cleverness ist auch die Sprache zu nennen, wo man grosse Anpassungsfähigkeit bewies. Mit der Sprache konnte man auch den kulturellen Hintergrund der Geschäftspartner.

AH: Die starke Verflechtung der Schweiz widerspiegelt sich in ihrer Sprachenlandschaft. Es gab in bestimmten Teilen des Landes eine verbreitete Mehrsprachigkeit, aufgrund der Geschäfte, die man mit anderen Sprachregionen machte. Da sorgte die Migration für Bildung: Die Leute mussten vor Ort Verträge lesen, Abrechnungen machen, mit unterschiedlichen Mass- und Münzsystemen umgehen können – es brauchte also recht differenzierte Kenntnisse. Im Sottoceneri gab es beispielsweise schon in der frühen Neuzeit eine hohe Volksschuldichte, wo die Leute ausgebildet wurden, die dann nach Italien zum Arbeiten fuhren. Das betraf natürlich nur die Knaben.

Wichtig ist festzuhalten: Die Mehrsprachigkeit ergab sich aufgrund der Aussenbeziehungen. Die alte Eidgenossenschaft der XIII Orte selber war eine rein deutschsprachige Angelegenheit. Französisch und Italienisch wurde in den Untertanengebieten gesprochen. Die Mehrsprachigkeit floss damals noch nicht in die schweizerische Identitätskonstruktion ein. Als nationales Merkmal wird Mehrsprachigkeit erst im 19. Jahrhundert entdeckt: In der Helvetischen Republik, als man es plötzlich auch mit Parlamentariern aus dem Waadtland, aus dem Tessin etc. zu tun hatte, wurde die offizielle Mehrsprachigkeit eine staatspoliti-

sche und kommunikationstechnische Notwendigkeit. Im 18. Jahrhundert begann man auch darüber nachzudenken, was beispielsweise den Thurgauer mit dem Genfer verband. Man machte sich an die Konstrukti-

«die Suche nach der nationalen Identität ist eine schwierige Suche»

on des schweizerischen Nationalcharakters, nationale Bildthemen wurden geschaffen. Identität wurde dabei bewusst im geistigen, im kulturellen Bereich geschaffen und nicht im politischen, da dies allenfalls weniger Autonomie für die Kantone bedeutet haben könnte.

NIKE: Zurück zur Migration: Kam sie daher, dass in der alpinen Landwirtschaft die Wanderung (zu Maiensäss und Alp) ohnehin alltäglich war? Oder hatte sie mit Armut zu tun?

AH: In den Alpgebieten brachte die erwähnte Umstellung auf die Viehwirtschaft die Alpwirtschaft mit sich, da die Weidegebiete im Tal viel zu klein waren. In den alpinen Gebieten war schon sehr früh die Bereitschaft zur Mobilität vorhanden. Das hat auch mit den Räumen zu tun. Wo die Topographie grosse Landwirtschaftsbetriebe begünstigt, sind die Menschen viel weniger mobil, sei es hinsichtlich der Arbeitsmigration, sei es kulturell. Das sind Sesshafte mit geschlossenen Dorfsiedlungen.

Die saisonale Migration war aber nicht ein Zeichen prekärer Verhältnisse, man tat das auch, wenn es einem gut ging. Auch eine alpine Ökonomie braucht monetäre Einkünfte. In den Bündner oder Tessiner Tälern der frühen Neuzeit konnte man etwas Landwirtschaft betreiben, unter günstigen Bedingungen Marroni ernten und Viehzucht betreiben, aber Geld zu verdienen war schwierig. Dafür musste man auf die geldwirtschaftlich organisierten Märkte ausweichen. Daraus entstanden Handel und

Arbeitsmigration. Es brauchte aber beides: Wer mit dem Geld nach Hause kommt, erwartet, dass die Daheimgebliebenen die Landwirtschaft weiterbetrieben haben. Diese Ökonomie hatte mehrere Standbeine, die häufig auf die Geschlechterrollen verteilt waren. In der Regel wanderten die Männer und die Frauen besorgten die Landwirtschaft. Erst mit dem 19. Jahrhundert erfolgte eine Siedlungswanderung, wanderten viele aus, um nicht wieder zurückzukehren.

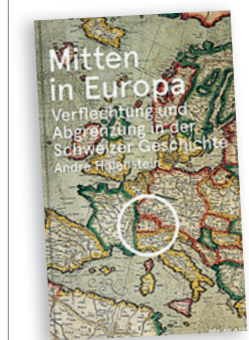
NIKE: Wie wurden die Schweizer, die ins Ausland gingen, dort wahrgenommen?

AH: Man muss zwischen verschiedenen Gruppen von Migrierenden unterscheiden. Die Söldner etwa traten immer in grösseren Verbänden auf, ganz anders dagegen die Hauslehrer. «Schweizer» oder «Les Suisses» bezieht sich denn auch stark auf die Söldner, die im öffentlichen Raum schon an ihren Uniformen erkennbar waren. Sie integrierten sich nicht, sondern blieben Fremde in diesen Ländern, zumal sie verschiedene Privilegien (betreffend Religionsausübung, Bezug von Wein und Alkohol etc.) genossen. Dann ist es auch eine Frage der Dauer und Nachhaltigkeit der Migration. Familien und Gruppen, die längere Zeit blieben oder überhaupt auswanderten, dürften sich recht rasch assimiliert haben. Ein Teil der Auswanderung fand unter einer gewissen Protektion statt. Wenn Zar Peter der Grosse Architekten (Trezzini u.a.) berief, um seine neue Hauptstadt zu erbauen, dann genossen diese quasi den Schutz des Reichsoberhaupts. Aufgrund der genannten Privilegien wissen wir aber auch von Konflikten der Söldner mit einheimischen Händlern, die diese Privilegien nicht hatten.

NIKE: Im Zusammenhang mit dem Fremden und der Migration ist hierzulande eine starke Verunsicherung festzustellen. Was wäre denn ein Gegenrezept? Wäre man weniger verunsichert, wenn einem die eigene Geschichte bewusster wäre?

AH: Die Suche nach der nationalen Identität, dem spezifisch Schweizerischen ist eine schwierige Suche, da das Gebilde Schweiz sehr heterogen und komplex ist. Es wurde vielfach stärker durch eine äussere als durch eine innere Kraft zusammengehalten. Ein Land, das sich dessen bewusst wird, reagiert heftig, indem ein Abgrenzungsdiskurs gepflegt wird: Die Tessiner wollen dann keine Italiener sein, die Romands keine Franzosen und wir in der Deutschschweiz keine Deutschen. Darin trifft man sich immerhin noch, in anderen Bereichen (bspw. Fremdsprachenunterricht) liegen wir kulturell aber wieder weit auseinander. In diesen Ambivalenzen und Dialektiken erfinden wir uns als Schweiz permanent neu – und leugnen uns permanent neu.

Ein Land das eine stark kommunalistische und föderalistische Tradition hat, zehrt natürlich stärker von der kleinen Einheit und wer dazugehört (und wer nicht) als monarchische Flächenstaaten. All die schwierigen Debatten über (erleichterte) Einbürgerung und über Integration sind ein Ausdruck, dass, bis in die Zeit des Bundesstaats hinein, das Ausland nicht erst hinter der Staatsgrenze begann, sondern schon das nächste Dorf sein konnte. Davon wirkt noch vieles nach.



André Holenstein. Mitten in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte. Baden, Hier und Jetzt, 2014. 286 Seiten, 8 Abbildungen in Farbe. CHF 52.90. ISBN 978-3-03919-323-3

Austausch spiegelt sich am deutlichsten in den Stileinflüssen bei Gebäuden: Das Winkelriedhaus in Stans (NW) wurde im 16. Jahrhundert von Melchior Lussi im Stil der Renaissance umgebaut. Lussi war als Militärunternehmer und Diplomat eng mit den italienischen Stadtstaaten verbunden. Er war auch verantwortlich, dass sich Kapuziner und Jesuiten aus Italien nördlich der Alpen niederliessen und er stiftete das Kapuzinerkloster in Stans.



C'est dans le jeu des influences stylistiques en architecture que les échanges sont le plus visibles. La Maison de Winkelried, à Stans (NW), a été transformée dans le style Renaissance au XVI^e siècle par Melchior Lussi. Ce dernier, entrepreneur militaire et diplomate, avait des liens étroits avec les cités-Etats italiennes. A l'origine de l'installation des capucins et des jésuites au nord des Alpes, il fonda le couvent des capucins de Stans.

Das Deckengemälde (1782) der Trogener (AR) Pfarrkirche wurde von Angehörigen der Familie Zellweger gestiftet. Hier finden sich Allegorien der Kontinente als Ausdruck der Weltläufigkeit der Familie, die im globalen Handel mit Rohstoffen und Textilien reich geworden war.



Le plafond de l'église paroissiale de Trogen (AR), peint en 1782, est un don de membres de la famille Zellweger. Il est orné d'allégories des continents symbolisant les liens que cette famille, après avoir fait fortune dans le commerce international de matières premières et de textiles, entretenait avec le monde entier.

Die Fassade der Solothurner Jesuitenkirche wurde von Ludwig XIV. gestiftet. Zur Erinnerung daran finden sich das Wappen des Sonnenkönigs unter dem Fassadengiebel, zwei skulptierte Bourbonen-Lilien am Giebfuss und die Stifterinschrift über dem Kirchenportal.



La façade de l'église des Jésuites de Soleure a été financée par Louis XIV. En souvenir de cette donation, les armes du Roi-Soleil sont apposées sous le fronton de la façade, dont les extrémités sont surmontées de deux fleurs de lys sculptées, et le nom du donateur est inscrit au-dessus du portail.

Der Gotthard – hier ein Aquarell der Teufelsbrücke (1857–1870) – ist symbolisch stark aufgeladen. In der 1938 von Bundesrat Etter persönlich verfassten Kulturbotschaft des Bundesrates, einem Schlüsseldokument der geistigen Landesverteidigung, wurde der Gotthardmythos beschworen. Ausgehend vom Gotthard als Mittelpunkt der Schweiz, von wo aus durch Flüsse und Strassen ganz Europa erschlossen wird, entstand der Gedanke der Helvetia mediatrix, der Schweiz als Vermittlerin.



La Gothard a une forte charge symbolique (ici une aquarelle du Pont du diable peinte entre 1857 et 1870). Dans le message du Conseil fédéral du 9 décembre 1938 concernant le patrimoine spirituel de la Confédération, un des textes-clés de la «défense spirituelle» de la Suisse, le Conseiller fédéral Philipp Etter, qui avait rédigé le projet de sa main, invoquait le mythe du Gotthard. Rappelant la situation du Gotthard au centre de la Suisse, point d'où partent des routes et des fleuves qui traversent toute l'Europe, il développait l'idée d'une Suisse comme médiatrice.

Der sogenannte Alpenrosenfrack war ab dem 19. Jahrhundert die Galauniform der Schweizer Diplomaten. Er war notwendig, damit die Vertreter der republikanischen Schweiz der höfischen Etikette der klassischen Diplomatie genügen konnten. Die Stickerei aus Alpenrosen und Edelweiss evokierte den Aspekt der Schweiz als Alpenland.



Le «frac aux rhododendrons» a été l'habit de gala des diplomates suisses à partir du XIX^e siècle. Il répond à la nécessité, pour les représentants de la Suisse républicaine, de se plier à l'étiquette aristocratique de la diplomatie classique. Les broderies de rhododendrons et d'edelweiss évoquaient la nature alpine de la Suisse.

Das Ölgemälde «Wunder Schweizerland, werthster Freyheit höchste Zier» (Anon., um 1612) zeigt die früheste Darstellung einer Helvetia als Landesallegorie. Die Jungfrau in «alter Keuschheitstracht» trägt eine Krone mit den Kantonswappen, sie wird von den damaligen europäischen Grossmächten umworben.



«La merveilleuse Suisse, le plus précieux ornement de notre liberté chérie»: cette huile anonyme datée de 1612 environ nous montre la première représentation d'une Helvetia, allégorie classique de la Suisse. La jeune femme, «chastement vêtue à l'ancienne», porte une couronne ornée des armoiries des cantons et elle est courtisée par les représentants des grandes puissances européennes de l'époque.